



Martina Meier (Hrsg.)

Wo

die wilden Geister wohnen



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2012

ISBN: 978-3-86196-150-5

Cover- und Innenillustrationen: Vanessa - Fotolia.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Copyright (©) 2012 by Papierfresserchens MTM-Verlag
Oberer Schranenplatz 2, 88131 Lindau, Deutschland

www.papierfresserchen.de
info@papierfresserchen.de

Martina Meier (Hrsg.)

Wo die wilden Geister wohnen



Jannik Böker

Der Waschloppen des Reimemanns



Frieda war ganz außer sich und bleich wie ein weißes Bettlaken, als sie ihren Bruder endlich erreicht hatte. Nachdem sie kurz nach Luft geschnappt hatte, rief sie mit Tränen in den Augen: „Henri, Henri, ich hab was ganz Schauriges gesehen!“

Henri war Friedas großer Bruder, und Frieda fand, er sei der mutigste Bruder auf der ganzen Welt. Als er sie so aufgereggt auf ihn zulaufen sah, nahm Henri seine kleine Schwester in den Arm und streichelte ihr über das Haar. „Beruhig dich doch erst mal, Frieda, was ist denn passiert?“

Als Frieda sich beruhigt hatte, begann sie zu erzählen, was sie denn nun eigentlich Schauriges gesehen hatte. „Henri, da ist irgendwas, da war so ein Geräusch, ein ganz gruseliges Geräusch.“ Bei dem Gedanken an das gruselige Geräusch bekam Frieda eine Gänsehaut und schauderte.

„Du bist ja ganz durcheinander“, sagte Henri. „Wo kam das Geräusch denn her?“

Frieda musste ein paar Mal tief ein- und ausatmen, bevor sie wieder etwas sagen konnte. „Also ich war im Keller, und es war so dunkel, und da war dieses Geräusch, und es wurde lauter, und dann bin ich hierher gelaufen.“

„Also hast du gar nichts Gruseliges gesehen, sondern nur ein Geräusch gehört?“ Henri musste fast lachen. „Das war ganz bestimmt nichts Gruseliges. Bestimmt nur der alte Reimemann von unten.“

Der alte Reimemann von unten war Friedas und Henris Nachbar, und der war tatsächlich ein wenig gruselig. Er

hieß *der alte Reimemann*, weil er nur in Reimen sprach und, nun ja, er war alt. Der alte Reimemann hatte eine furchtbar lange, krumme Nase und seine Haut war grau wie Asche. Und da er auch noch eine krchzende Stimme hatte, die ein bisschen klang wie von einem Raben, war er ein ziemlich gruseliger alter Reimemann.

„Das war bestimmt nicht der alte Reimemann, ich kenn doch seine Stimme“, sagte Frieda und machte ein beleidigtes Gesicht. Langsam kullerten ihr wieder Tränen über die Wange und da Henri es nicht mochte, wenn seine kleine Schwester weinte, bot er ihr an, mit ihr in den Keller zu gehen, und nach der Ursache des gruseligen Geräusches zu sehen.

Also gingen sie hinunter und blieben vor der Kellertreppe stehen. Nun wurde Henri doch ein wenig mulmig zumute. Der Keller war immerhin recht dunkel und er konnte nicht aufhören, sich schreckliche Ungeheuer auszumalen, die ein solches Geräusch verursachten, das seine sonst so tapfere kleine Schwester zum Weinen brachte.

„Was ist los, hast du etwa doch Angst gekriegt?“, flüsterte Frieda, die hinter ihrem Bruder stand und von einem Fuß auf den anderen trat, als müsste sie mal auf Toilette.

„Ich und Angst? Das glaubst du doch selbst nicht! Ich hab vor nichts und niemandem Angst.“ Henri war es natürlich peinlich, vor seiner kleinen Schwester zuzugeben, dass er tatsächlich ein wenig Angst hatte, also ging er mutigen Schrittes voran, die Treppe hinunter in das schummrige Licht des Kellers.

Als sie unten angekommen waren, war nirgends etwas Unheimliches zu hören oder zu sehen „Bis auf die Schatten, die sich in den Ecken verkriechen“, meinte Frieda. Sie bestand darauf, dass sie weitergingen – um die Ecke und um die nächste Ecke – also gingen sie, bis sie vor einer verschlossenen Tür standen. Hier war ebenfalls nichts Gruseliges zu entdecken und gerade, als Henri anfangen woll-

te, sich über seine ängstliche kleine Schwester lustig zu machen, hörte er es.

Dieses Geräusch war das Unheimlichste, was Henri je gehört hatte. Eigentlich war es gar nicht nur ein einzelnes Geräusch, vielmehr mehrere Geräusche gleichzeitig. Es klang ein wenig wie der Atem einer hustenden Kakerlake, wenn man eine hustende Kakerlake würde atmen hören können. Gleichzeitig klang es, als würde jemand mit scharfen Fingernägeln über eine Tafel kratzen und dabei mit einer kleinen Rassel einen unrhythmischen Rhythmus ras-seln.

Selbst dem mutigen Henri lief es bei diesem Geräusch kalt den Rücken hinunter. Das Schlimmste war: Es wurde immer lauter und Friedas Schluchzen und Weinen machte alles *noch* schlimmer. Henri nahm Frieda an der Hand und lief los, lief, um die erste Ecke, um die zweite Ecke, doch plötzlich stolperte Frieda und fiel.

Das Geräusch wurde immer lauter, kam immer näher. Henri half seiner kleinen Schwester hoch und schubste sie in Richtung Treppe, als etwas Weiches auf seiner Schulter landete. Haare kitzelten seinen Nacken, aber es waren nicht seine eigenen. Er sah hoch, sah in das furchterfüllte und kreidebleiche Gesicht seiner kleinen Schwester, die auf etwas hinter ihm starrte. Langsam drehte er sich um und sah in ein riesiges Gesicht, das mit bunten Haaren bedeckt war: Er sah blaue Haare, rote, gelbe, grüne, orange und lila Haare. Die Augen des Wesens waren schwarz wie die Nacht und die Lippen weiß wie Friedas Gesicht.

„Eigentlich sieht das gar nicht so Furcht einflößend aus, vielleicht ist es ja harmlos“, dachte Henri, gerade als das Wesen anfang zu brüllen. So laut, dass Frieda und Henri fast die Ohren abfielen. Es zeigte dabei eine Menge furchtbar spitzer, gelber Zähne und ein ekelhafter Gestank wehte Henry in sein Gesicht, sodass ihm übel wurde. Er wollte weglaufen, doch bis seine Beine anfangen, seinen Gedan-

ken zu gehorchen, hielt ihn das Wesen bereits mit seinen Krallen an der Schulter fest.

„LAUF! Lauf, Frieda, hol Hilfe, hol Mama und Papa! Lauf los!“, schrie Henri verzweifelt, doch Frieda bewegte sich nicht, starrte wie hypnotisiert weiter auf das riesige Ungeheuer, das ihren großen Bruder festhielt und einfach nicht loslassen wollte. Dieser Moment kam Henri wie eine Ewigkeit vor, eine Ewigkeit, die nach einer weiteren Ewigkeit von einem lauten Krächzen unterbrochen wurde.

Henri brauchte eine Weile, um zu verstehen, dass das Krächzen eine Stimme war, eine Stimme von einem Menschen, der in Reimen sprach und die von den Kellerwänden widerhallte:

„Bevor in die dunklen Tiefen
eines Kellers ihr geht,
in denen seit Jahren schon Monster riefen,
und ein schrecklicher Gestank weht –
denn Zahnpasta, die kennen sie nicht,
haben Angst vor den Menschen,
selbst vor dir kleinem Wicht.
Angst vor menschlichen Haaren,
vor jedem menschlichen Schopf.
So solltet ihr euch nur hinunterwagen,
mit einem Waschlappen auf dem Kopf.“

Richtig. Es war der alte Reimemann, der nun langsam die Treppe hinunterging, seine lange, krumme Nase dicht vor Friedas Gesicht hielt und ihr einen nassen Waschlappen auf den Kopf legte. Als er das bei Henri wiederholte und alle einen Waschlappen auf dem Kopf trugen, beruhigte sich das Monster, setzte sich friedlich hin und trommelte mit seiner kleinen Rassel auf den Boden. Es gab dabei freudige Geräusche von sich, die Henri an Frieda erinnerten, als sie noch ein Baby war und einen neuen Schnuller bekommen hatte.

„Helmut, das ist sein Name.
In jedem Keller wohnen solch wundersame
Kellermonster, er ist eins von vielen.
Sie sind nicht gefährlich, wollen einfach nur spielen.“

Also spielten die beiden Geschwister mit Helmut, bis es Abend wurde. Von da an kamen sie jeden Tag hinunter in den Keller, halfen dem alten Reimemann, sich um Helmut zu kümmern, spielten mit ihm, und brachten ihm Zahnpasta, damit sein Atem nicht mehr so stank und seine Zähne nicht verfäulten. Und sie hatten immer einen Waschlappen auf dem Kopf.

Jannik Böker

*20 Jahre alt, wohnt in Hannover und studiert Geografie. In seinem persönlichen Horrorerlebnis spielten Tauben eine Rolle. Sehr, sehr viele Tauben und ein großer Stein, hinter dem er sich verstecken konnte. Tauben können irgendwie gruselig sein ...
Dies ist seine erste Kurzgeschichte.*

Anita Biering

Weißer Fleck in schwarzer Nacht



„AHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHH!“

Tom schreckte von seinen Hausaufgaben auf. Als er sich umdrehte, sah er seine kleine Schwester Hanna wie von Sinnen auf sein Fenster starren.

„Was ist los?“ Sein Herz pochte immer noch vor Schreck. Als er zum Fenster schaute, sah er dort das, was er immer sah – den Garten ihres Hauses. Es war schon leicht dunkel, aber dennoch konnte man alles gut erkennen. Nichts Unheimliches war zu sehen.

Hanna drehte sich zu ihm, ihre Augen waren leicht glasig, und sie sagte: „Da war ein Tier. Ganz schwarz und es hatte leuchtende Augen!“

„Also ich sehe kein Tier, Hanna. Da ist nichts!“ Er zeigte auf sein Fenster und verdrehte die Augen. „Du hast sicher nur einen Schatten gesehen und jetzt geh, ich muss meine Hausaufgaben zu Ende machen!“

Hanna verzog ihren Mund, klemmte ihre Puppe noch enger unter den Arm und ging Richtung Flur. In diesem Moment kam ihre Mutter um die Ecke und fragte:

„Was ist passiert?“

Hanna erzählte ihrer Mutter noch einmal, was sie gesehen hatte.

„Tom, musst du sie immer so erschrecken? Du weißt doch, dass sie so schnell Angst bekommt!“

„Was? Ich hab doch gar nichts gemacht. Ich war nur mit meinen Hausaufgaben beschäftigt und dann hat sie hier rumgekreischt ...“

Seine Mutter warf ihm einen ungläubigen Blick zu und ging mit Hanna aus dem Zimmer.

„Na toll“, dachte Tom. Nun hatte er einmal nichts angestellt und wurde trotzdem angemeckert. Eine Schweißerei war das! Dennoch musste er sich nun beeilen, seine Hausaufgaben fertig zu bekommen, denn er wollte noch ein wenig in seinem neuen Comic weiterlesen. Also machte er sich wieder ans Werk.

Tief in der Nacht wachte Tom von einem komischen Geräusch auf. Es war stockfinster und es hörte sich so an, als ob jemand mit den Fingernägeln am Fensterbrett kratzte. Er zog sich die Bettdecke bis zum Kinn und schaute ängstlich in die Dunkelheit. Was konnte das sein? Wollte jemand in sein Zimmer? Gab es doch Gespenster? Oder war es ein Einbrecher? Sollte er seine Mutter rufen? Das Kratzen hielt noch eine ganze Weile an. Als es endlich aufhörte, wälzte sich Tom unruhig im Bett hin und her und schlief bald erschöpft ein.

Am nächsten Morgen erzählte er seiner Familie nichts. Er wollte nicht wie ein Baby wirken, das Angst im Dunkeln hatte. Doch in der folgenden Nacht ereignete sich das gleiche Schauspiel. Tom war nun wirklich beunruhigt. Er hatte kaum geschlafen, schlürfte am Morgen in die Küche und seine Mutter unterbreitete ihm am Frühstückstisch, dass er mit Hanna ein Geschenk für ihre Oma basteln sollte. Diese wollten sie nämlich in zwei Tagen besuchen. Auf beides hatte er gar keine Lust. Schon gar nicht nach zwei Nächten, in denen er fast die ganze Zeit wach gewesen war. Aber das interessierte ja niemanden, also setzte er sich wenig später in seinem Zimmer mit Hanna an den großen Tisch und pinselte lieblos ein paar Farben auf ein Blatt Papier.

Auf einmal hörte er das Geräusch wieder ... *Kratz, Kratz, Kratz ... Chrrrr ...* Auch Hanna schaute ihn erschrocken an. Da es nun hell war, wagte sich Tom todesmutig zu

seinem Fenster und öffnete es – nichts! Er streckte seinen Kopf hinaus und immer noch – nichts! Er ging zurück zum Tisch und tat so, als ob nichts gewesen wäre, aber Hanna fragte ihn: „Was war das?“

Sie hatte aufgehört zu malen und war wieder kurz davor zu weinen. Da Tom kein weiteres Drama wollte, nahm er sie kurz in den Arm und beruhigte sie. Danach bastelten sie weiter und er versuchte sich etwas mehr anzustrengen, damit Hanna auf andere Gedanken kam. Als er gerade blaue Dreiecke auf sein Blatt malte, gab seine Schwester ein komisches Geräusch von sich. Er schaute schnell zu ihr, aber sie saß nicht mehr auf ihrem Platz. Er blickte in Richtung Tür. Dort war sie auch nicht. Dann sah er hinter sich und erblickte sie auf dem Boden sitzend mit einer kleinen Katze. Eine Katze?

Tom ging zu ihr und Hanna fing gleich an zu plappern: „Schau mal, sie ist eben durch dein Fenster hereingesprungen. Ich glaube, sie hat ganz großen Hunger. Sie schaut so traurig.“

Tom war etwas verdutzt, grinste dann aber und fing auch an das kleine schwarze Wollknäuel zu streicheln. Beide begannen an einen Plan zu schmieden. Als sie ihre Mutter riefen, waren sie sich einig, dass sie diese irgendwie überzeugen mussten, die Katze behalten zu dürfen. Immerhin war sie zu ihnen gekommen und das bedeutete doch wohl, dass sie hierbleiben wollte. Außerdem hatte die kleine Katze sie die letzten Tage gehörig auf Trapp gehalten und ihnen mehr als einen Schrecken eingejagt. Das musste doch etwas zu bedeuten haben. Ihre Mutter schaute überrascht, als sie die Zimmertür öffnete und das Dreiergespann sah. Tom und Hanna redeten gleichzeitig auf sie ein. Am Ende sagten sie: „Bitte, bitte, bitte, bitte, ...“

Ihre Mutter war immer noch verblüfft. Einerseits, weil sich diese kleine Katze im Kinderzimmer befand, und andererseits, weil sie schon lange nicht mehr so viel Zusammen-

halt zwischen ihren beiden Kindern gesehen hatte. Sie war immer noch skeptisch. Was, wenn die Katze doch jemandem gehörte?

Tom erzählte sogleich, dass er die Katze schon mehrere Nächte vor seinem Fenster gehört hatte und sie immer wieder zurückgekommen war. Also beschloss sie, der Bitte ihrer Kinder nachzugeben. Hanna sprang aufgeregt durchs Zimmer, um dann wieder mit der Katze zu kuscheln. Sogar Tom streichelte sie liebevoll und hatte seine sonst so typische Coolness abgelegt. Er fühlte sich immer noch etwas schlecht, weil er seiner kleinen Schwester nicht geglaubt hatte, und ließ sich deshalb dazu überreden, dass Hanna den Namen für die Katze auswählen dürfte. Sie entschied sich für *Öhrchen*, weil die Kleine einen weißen Fellfleck an ihrem rechten Ohr hatte. Ihr großer Bruder zwinkerte ihr daraufhin freudig zu. Er half Hanna sogar Öhrchens Schlafplatz in ihrem Zimmer einzurichten.

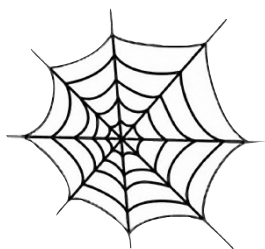
Als Tom am Abend zu Bett ging, war er sich sicher, dass er diese Nacht durchschlafen konnte. All die Ereignisse der letzten Tage hatten nun einen Sinn ergeben. Das schwarze Tier, das Hanna gesehen hatte, und auch die unheimlichen Geräusche am Fenster. Er schlief zufrieden ein.

Anita Biering

geboren 1983, studiert Germanistik, Philosophie und AVL an der Universität Potsdam und arbeitet nebenbei in einer Werbeagentur. In ihrer Freizeit interessiert sie sich für Ballett, Lesen und reist gerne mit einem guten Buch in der Tasche durch Europa und Nordamerika.

Jochen Stüsser-Simpson

Im Halbschlaf



Ich schrecke hoch. Ist da nicht die Haustür eben ins Schloss gefallen? Dieses Knarren jetzt, ist das die erste Stufe der Treppe? Vielleicht der Wind im Kamin. Kommt Papa leise die Treppe hoch, oder Mama? Um den kleinen Bruder nebenan auf den Topf zu setzen, mach Pipi! Und wenn es nicht klappt, drehen sie den Wasserhahn an, dass es leise rauscht. Klappt immer bei dem kleinen Bruder, warum eigentlich? Kann aber nicht sein, Mama und Papa sind zu einer Feier im Sportverein eingeladen, der kleine Bruder übernachtet heute bei den Großeltern. Also bin ich ganz allein im Haus. Hoffentlich! Ich muss einfach cool bleiben. In der letzten Woche habe ich ja auch gedacht, dass jemand neben meinem Schrank steht. Wenn er wirklich da gestanden hätte, wäre er mit einem Sprung bei meinem Bett gewesen, mit nur einem Sprung. Stimmt aber nicht, es war nur vom Vollmond, glücklicherweise. Der hatte Schatten in meinem Zimmer geworfen, wie ich sie noch nie gesehen hatte.

Ja, der Vollmond. Heute Nacht ist aber kein Vollmond, als ich ins Bett gegangen bin, hat es geregnet und draußen im Garten war es ganz dunkel, der Himmel wolkenverhangen. Trotzdem knarrt es jetzt schon wieder auf der Treppe. Da muss jemand sein. Mir läuft es kalt den Rücken runter. Soll ich aufstehen, ganz leise zum Lichtschalter schleichen und plötzlich das Licht anschalten? Vielleicht bekommt der Einbrecher einen solchen Schreck, dass er in Ohnmacht fällt. Oder sich umdreht und die Flucht ergreift. Ich stüt-